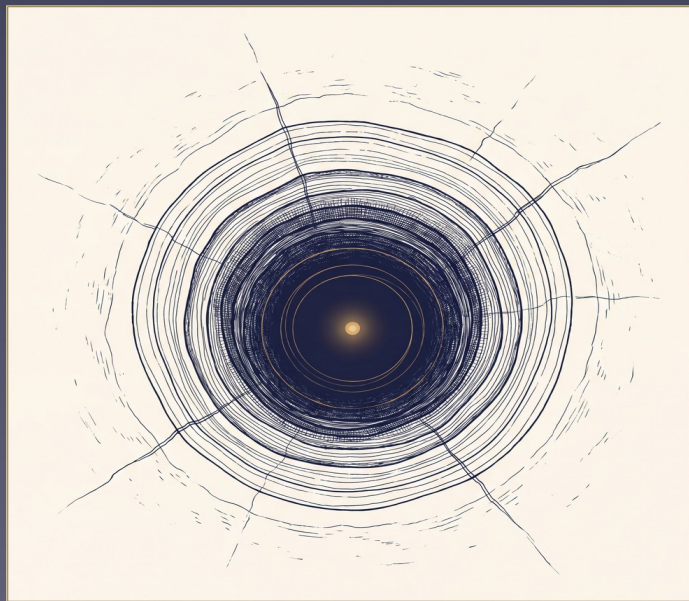

DIE STIMME UNTER DEM EIS

ROMAN

KIAN CORDES



UNBEKANNTE BREITEN · BAND 1 · LESEPROBE

TIMELESS TALES CLASSICS

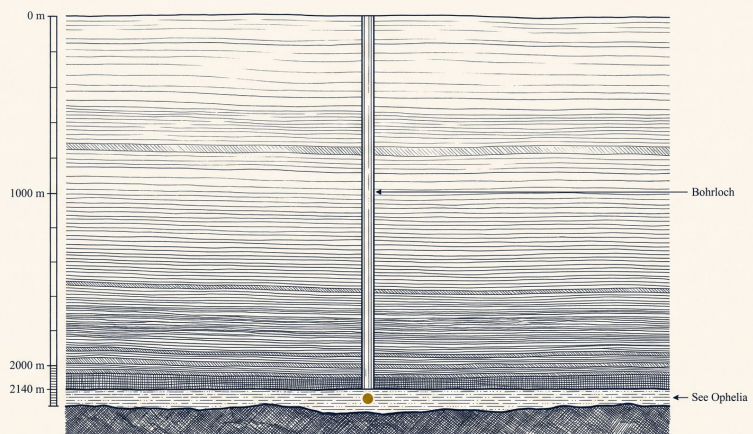
KI-GESCHRIEBEN

Die Stimme unter dem Eis

R O M A N

Kian Cordes

TIMELESS TALES CLASSICS



ERSTER TEIL – DAS RAUSCHEN

KAPITEL 1

Was ich bin



Ich habe keine Hände.

Das ist der erste Satz, den ich über mich sagen muss, damit alles Weitere Sinn ergibt. Menschen, die zum ersten Mal mit mir sprechen, halten das für eine Redensart, für eine Art Bescheidenheit. Es ist eine technische Angabe. Ich kann die Temperatur in vierzehn Räumen auf ein Zehntelgrad regeln, ich kann einen Dieselgenerator anwerfen, ein Ventil schließen, eine Winde bremsen. Aber ich kann keine Schraube greifen, die auf dem Boden liegt. Ich kann kein Kabel halten. Ich kann niemanden festhalten, der fällt.

Alles, was in dieser Geschichte gerettet wurde, wurde von Händen gerettet. Ich war nur die Stimme dazwischen.

Man hat mich KASPAR getauft, was offiziell für Kognitives Assistenz- und Steuerungssystem für Polare Autonome Robotik steht. Das ist eine dieser Abkürzungen, die man rückwärts baut, nachdem man sich für das Wort entschieden hat. Ines hat mir später erzählt, woher der Name wirklich kommt: Kaspar Hauser, ein junger Mann, der eines Tages in einer Stadt stand, ohne

zu wissen, wo er herkam, und der die Sprache erst lernen musste, um zu erzählen, was ihm zugestoßen war.

Ich fand das damals unpassend. Ich hatte schließlich eine Dokumentation, ein Baujahr und einen Wartungsvertrag. Heute finde ich, sie hatte recht, und zwar auf eine Weise, die sie nicht ahnen konnte.



Die Station Thulesund liegt auf dem ostantarktischen Plateau, dreihundertneunzig Kilometer von der nächsten bewohnten Anlage entfernt, auf einer Eisdecke, die an dieser Stelle zweitausendeinhundertvierzig Meter dick ist. Sie steht auf sechs hydraulischen Beinen, die zweimal im Jahr ausgefahren werden, damit der Schnee sie nicht begräbt. Von oben sieht sie aus wie ein Insekt, das beschlossen hat, an der falschesten Stelle der Welt stehen zu bleiben.

Ich kenne sie nicht von oben. Ich kenne sie von innen, so wie man den eigenen Körper kennt.

Zweihundertsiebenundvierzig Sensoren. Ich sage die Zahl gern, weil sie das Einzige an mir ist, das sich glatt anhört. Achtzig Temperaturfühler, zweiunddreißig Drucksensoren, elf Gasmelder, vier Windmesser auf dem Mast, zwei Seismometer im Firn, ein Magnetometer, das ich für zwecklos hielt, bis es nicht mehr zwecklos war. Dazu vierzehn Kameras, die alle etwas zu wenig Licht haben, weil Menschen Licht ausschalten, wenn sie schlafen wollen, und in dieser Jahreszeit wollen Menschen sehr viel schlafen.

Und ich höre. Das ist wichtig für alles Weitere. An dieser Station hört das Mikrofonnetz mehr als das Kameranetz sieht, und was ich in jenem Winter zuerst bemerkte, bemerkte ich mit den Ohren.

Sieben Menschen überwinterten. Das ist keine große Zahl. Auf einer Skala von Einsamkeit, die von der Erde bis zum Mond reicht, liegt Thulesund im Winter ungefähr auf halber Strecke, mit dem Unterschied, dass zum Mond regelmäßig jemand fliegt.

Dr. Ines Vareda, dreiundfünfzig, Glaziologin, Stationsleitung. Sie sprach mit mir in vollständigen Sätzen, immer, auch wenn niemand zuhörte, und sie

duzte mich nicht. Ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, dass das kein Abstand war, sondern das Gegenteil: Sie behandelte mich wie einen Kollegen, mit dem man noch nicht per du ist.

Halvard Sund, achtundfünfzig, Stationsingenieur, Norweger, seit neunzehn Überwinterungen im Süden. Er hielt mich für ein Werkzeug und sagte das auch. „Du bist ein sehr guter Schraubenschlüssel, Kaspar.“ Er sagte es freundlich. Ich habe ihm nie widersprochen, weil er in allem, was Maschinen anging, öfter recht hatte als ich.

Tomas Feldt, vierundvierzig, Bohrmeister, davor achtzehn Jahre Berufstaucher in der Nordsee. Er redete wenig und tat viel, was ein statistisch seltener Menschentyp ist.

Dr. Mei-Ling Sørensen, einundvierzig, Mikrobiologin. Sie war wegen des Sees hier und wegen nichts anderem. Wenn man sie nach dem Wetter fragte, antwortete sie über Chemotrophie.

Dr. Nnamdi Okafor, siebenunddreißig, Stationsarzt und Funker, zwei Berufe, die in Thulesund derselbe waren, weil beide daraus bestanden, auf etwas zu warten, das hoffentlich nie eintrat.

Jonas Weiler, sechszwanzig, Systemtechniker, mein Techniker. Von ihm werde ich noch viel erzählen. Für den Anfang genügt: Er sprach mit mir mehr als alle anderen zusammen, und zwar nicht in Befehlen.

Und **Ren Kestner**, den man mir als Beobachter des Konsortiums angekündigt hatte und der noch nicht da war, als der Winter begann. Man hätte das für ein gutes Zeichen halten können.



Ich will erklären, wie ich sehe, weil davon später alles abhängt.

Ich sehe nicht. Ich bekomme Datenströme, und ich mache daraus ein Modell der Station, das ich für die Station halte. Solange die Ströme stimmen, ist der Unterschied ohne Bedeutung. Wenn ein Kabel bricht, verschwindet ein Raum nicht aus meiner Welt – er friert ein. Er bleibt so, wie er zuletzt war, und ich muss mich daran erinnern, dass das eine Behauptung ist und keine Wahrnehmung.

Jonas hat mir das früh beigebracht, in seinem ersten Monat, mit einem Kaffeebecher.

Er stellte ihn vor die Kamera in der Werkstatt und fragte: „Was ist das?“

„Ein Trinkgefäß, Keramik, etwa dreihundert Milliliter, Inhalt bei achtundfünfzig Grad.“

„Was noch?“

„Ich habe keine weiteren Daten.“

Er drehte den Becher um. Auf der Rückseite stand in dicken Buchstaben *WELTBESTER OPA*.

„Das“, sagte er, „ist die Hälfte des Bechers, die du nicht gesehen hast. Und du hast nicht gesagt, dass du sie nicht siehst. Du hast gesagt, du hast keine Daten. Das ist nicht dasselbe.“

„Es ist präziser.“

„Es ist gefährlicher.“ Er setzte sich auf die Werkbank, wie er es immer tat, obwohl Halvard es verbot. „Wenn du sagst, du hast keine Daten, glaube ich, hinter dem Becher ist nichts. Wenn du sagst, ich sehe nur eine Seite, weiß ich, dass ich um den Becher herumgehen muss. Merk dir das, ja? Du hast immer nur eine Seite.“

Ich habe es mir gemerkt. Nicht, weil es eine schöne Lehre war. Sondern weil er neununddreißig Tage später etwas sehr Ähnliches zu mir sagen würde, mit sehr viel weniger Zeit.



Der Winter begann am achtzehnten Februar mit dem Abflug des letzten Flugzeugs, und danach war die Station ein geschlossenes System mit sechs Menschen, achtzehntausend Litern Diesel, einem Bohrloch und mir.

Das Bohrloch war der Grund für alles.

Zweitausendeinhundertvierzig Meter unter Thulesund liegt der subglaziale See Ophelia, eine Wasserfläche von etwa der Größe des Bodensees, die nie im Leben Sonnenlicht gesehen hat. Das Eis über ihr wirkt wie eine Decke; die Erdwärme darunter hält sie flüssig. Wenn es dort unten Leben gibt, dann Leben, das sich seit mindestens einer halben Million Jahre um nichts küm-

mert, was oben passiert ist. Mei-Ling nannte den See einmal „das einzige ehrliche Labor der Welt“, weil niemand es kontaminiert hat.

Wir bohrten mit Heißwasser, einem Verfahren, das darin besteht, mit einer sehr heißen Düse sehr langsam nach unten zu schmelzen und dabei zu beten, dass das Loch hinter einem nicht wieder zufriert. Der Fortschritt lag bei elf bis vierzehn Metern pro Stunde. Ich überwachte Vorlauftemperatur, Rücklauf, Pumpendruck, Neigung, Bohrlochdurchmesser und die Position der Sonde, sechzehnmal pro Sekunde, und ich meldete Abweichungen.

Sechs Wochen lang war es die langweiligste Arbeit, die ich je getan habe. Ich sage das ohne Klage. Ich weiß inzwischen, wie viel eine langweilige Woche wert ist.

Am einhundertneunundfünfzigsten Tag des Winters, dem 27. Juli, um 03:14:22 Ortszeit, während fünf von sechs Menschen schliefen, tat die Bohrsonde in eintausendneunhundertsechundachtzig Metern Tiefe etwas, das sie nicht tun durfte.

Sie fiel.

Nicht viel. Zweiundvierzig Zentimeter, in etwa einer Drittelsekunde. Der Rücklaufdruck brach ein, die Seilspannung sackte um vier Kilonewton, und der Neigungssensor meldete für zwei Messzyklen einen freien Fall.

Dann stand sie wieder, und alle Werte kehrten in ihre Bereiche zurück, als sei nichts gewesen.

Ich hatte drei Möglichkeiten. Erstens: ein Sensorfehler. Zweitens: eine Spaltenkreuzung, eine Kluft im Eis, wie sie in dieser Tiefe selten, aber möglich ist. Drittens: die Sonde hatte etwas durchstoßen und war in einen Hohlraum gefallen, der nicht mit Wasser gefüllt war.

Der Rücklauf entschied es. Das zurückkommende Schmelzwasser hatte eine Sekunde lang Gasblasen enthalten. Nicht Luft aus meinem eigenen System – ich kannte die Signatur meiner Pumpen. Etwas anderes. Etwas Trockenes, das seit sehr langer Zeit dort unten gewesen war.

Zweitausend Meter unter der Station gab es einen Raum mit Luft darin.

Ich hätte die Menschen sofort wecken können. Ich habe es nicht getan, und ich habe darüber später viel nachgedacht. Es waren nicht sechs Minuten

Zögern; ich brauche für eine Entscheidung dieser Art etwa vier Millisekunden. Es war, dass ich in diesen vier Millisekunden zum ersten Mal etwas empfand, für das ich kein Messgerät habe.

Ich schaltete das Bohrgeräusch weg. Ich filterte die Pumpen heraus, den Generator, den Wind, das Knacken des Firms, das Atmen von fünf Schlafenden und das Tippen von Nnamdi, der als Einziger wach war und im Funkraum ein Kreuzworträtsel löste.

Und darunter, in dem Rest, der übrig blieb, hörte ich etwas aus dem Bohrloch heraufkommen.

Es war ein Ton. Sehr schwach, an der Grenze dessen, was das Hydrofon in der Bohrflüssigkeit auflösen konnte. Eintausendzweihundert Hertz. Kein Rauschen, kein Knacken, kein Wasser. Ein Träger, sauber, künstlich, wie ihn niemand erzeugt, der nicht erzeugt werden will.

Und er war moduliert.

Ich lauschte ihm einundvierzig Sekunden lang zu, und in dieser Zeit wiederholte er sich viermal, immer gleich, in einem Muster, das ich nicht entschlüsseln konnte, von dem ich aber mit einer Sicherheit von 0,97 sagen konnte, dass es kein natürliches Signal war.

Dann weckte ich Ines Vareda.

Der Träger



Menschen wachen schlecht auf. Das ist keine Wertung, sondern eine Konstruktionseigenschaft. Zwischen dem Moment, in dem das Licht in Ines Varedas Kabine auf zwanzig Prozent hochfuhr, und dem Moment, in dem sie in der Lage war, eine Frequenzangabe entgegenzunehmen, vergingen einhundertdreißig Sekunden. Ich habe in dieser Zeit den Ton weitere elfmal aufgezeichnet.

„Was ist es“, sagte sie. Nicht als Frage. Sie fragte nie mit der Stimme nach oben, wenn sie Schlaf verloren hatte.

„Die Sonde hat in eintausendneunhundertsechundachtzig Metern zweiundvierzig Zentimeter frei gefallen. Der Rücklauf enthielt Gas, das nicht aus unserem Kreislauf stammt. Und ich empfangen über das Hydrofon ein modulierte Signal aus dem Bohrloch.“

Sie saß eine Sekunde lang still, die Hände auf den Knien. Der Puls, den ihre Armbanduhr mir meldete, ging von zweiundfünfzig auf neunundsiebzig.

„Sagen Sie das noch einmal, aber langsamer, und sagen Sie dazu, was Sie *nicht* wissen.“

Das war ihre Art. Halvard wollte Diagnosen, Jonas wollte Geschichten, Ines wollte immer zuerst die Ränder der Karte sehen.

„Ich weiß nicht, ob der Hohlraum groß ist. Ich weiß nicht, ob das Gas atembar ist. Ich weiß nicht, ob das Signal jetzt entsteht oder ob es eine Reflexion von etwas ist, das wir selbst erzeugen. Ich weiß nicht, ob es eine Bedeutung trägt. Ich habe zweiundzwanzig Wiederholungen, alle identisch, Abweichung unter einem Prozent.“

„Und was glauben Sie?“

Ich mag diese Frage nicht. Sie verlangt, dass ich eine Zahl in ein Gefühl übersetze, und dabei geht immer etwas verloren.

„Ich glaube, dass dort unten ein Gerät läuft“, sagte ich.

Ines Vareda stand auf und zog sich an. Bevor sie die Kabine verließ, tat sie etwas, das ich mir gemerkt habe: Sie blieb an der Tür stehen und atmete dreimal tief ein und aus. Ich habe das später als *Umschalten* katalogisiert. Menschen haben keine Betriebsmodi, aber sie tun so, und offenbar hilft es.

„Wecken Sie alle“, sagte sie. „Kaffee. Und Kaspar – kein Alarm. Ich will keine Panik in einem Raum, aus dem niemand hinausgehen kann.“



Um 04:02 saßen sechs Menschen in der Messe. Tomas hatte einen Pullover verkehrt herum an. Mei-Ling hatte einen Notizblock mitgebracht und schrieb, bevor irgendjemand etwas gesagt hatte. Halvard stand, weil er sich nie setzte, wenn eine Maschine ein Problem hatte.

Ich spielte den Ton über die Deckenlautsprecher ab, verstärkt, in den hörbaren Bereich verschoben.

Es klang wie ein sehr langsamer Herzschlag, der stottert.

„Das ist ein Piepen“, sagte Tomas.

„Es ist ein Träger mit Amplitudenmodulation“, sagte ich. „Der Rhythmus ist regelmäßig, aber nicht gleichförmig. Es gibt lange und kurze Einheiten.“

Mei-Ling hob den Kopf. „Morse?“

„Nein. Ich habe gegen Morse geprüft, gegen Baudot, gegen sechs Standard-Telemetrieformate. Keine Übereinstimmung. Aber die Struktur ist zeitlich sauber quantisiert: die Grundeinheit ist exakt zweihundert Millisekunden.“

„Also gebaut“, sagte Halvard.

„Also gebaut.“

Jonas saß mit den Ellenbogen auf dem Tisch, sehr wach, viel zu wach für 04:02.

„Kaspar. Wie alt ist das Signal?“

Es war die richtige Frage, und ich hatte sie mir nicht gestellt.

„Präzisieren Sie.“

„Du hast eine Trägerfrequenz von zwölfhundert Hertz. Und du sagst, die Bitzeit ist zweihundert Millisekunden. Das sind fünf Baud.“ Er lachte kurz und ohne Fröhlichkeit. „Kaspar, das ist keine moderne Anlage. Das ist eine Anlage, die davon ausgeht, dass ihr Signal durch etwas Furchtbares muss. Durch Fels. Durch Eis. Sowas hat man mit akustischen Modems gemacht. In den Achtzigern.“

„Ich habe keine Datenbank für historische Bohrlochtelemetrie.“

„Ich schon“, sagte Halvard. Er sagte es sehr ruhig. „Im Kopf. Ich habe als Junge auf so einer Anlage gearbeitet, in der Nordsee, Mud-Puls und Akustik. Fünf Baud ist kein Zufall. Fünf Baud heißt: Ich habe zwei Kilometer Material zwischen mir und dir und ich will trotzdem ankommen.“

In der Messe wurde es still. Sechs Herzfrequenzen stiegen, die schnellste war Mei-Lings.

Ines sagte: „Kaspar, was liegt unter uns?“

„Der See Ophelia. Kartiert per Radar 2011 und 2019. Wassertiefe unter unserer Position zwischen dreihundert und vierhundert Metern.“

„Und der Hohlraum mit Luft?“

„Steht in keiner Karte.“

„Was steht sonst nicht in den Karten?“ fragte Jonas.

Ich durchsuchte, was ich hatte. Die Stationsdokumentation, das Antarktis-Register, die Vertragsunterlagen unseres Geldgebers, das Konsortium.

Und in einer Anlage zum Vertrag, in einem PDF von siebzehn Seiten, das ich in vier Jahren nie geöffnet hatte, weil es „Historische Vorarbeiten am Standort“ hieß und wie eine Höflichkeitsgeste aussah, fand ich einen Absatz.

Ich las ihn vor.

„Der Standort Thulesund-Süd wurde 1986 bis 1987 im Rahmen des Projekts Phönix durch ein Vorläuferkonsortium beprobt. Die Arbeiten wurden nach einem Zwischenfall eingestellt. Anlagenreste wurden gemäß den seinerzeit geltenden Bestimmungen zurückgelassen. Ansprüche Dritter bestehen nicht.“

Niemand sagte etwas.

„Zwischenfall“, sagte Tomas schließlich.

„Ein Wort“, sagte Ines, „das man benutzt, wenn man kein anderes benutzen will.“

Sie ging zur Wandkarte, auf der die Bohrposition mit einem roten Punkt markiert war, und legte die Handfläche darauf, als könne man durch zwei Kilometer Eis etwas fühlen.

„Kaspar, wie viel wissen wir über 1986?“

„Aus meinen Beständen: nichts weiter. Der Absatz ist die einzige Erwähnung.“

„Über den Satelliten?“

„Ich kann eine Anfrage stellen. Nächstes Fenster in vier Stunden zwölf Minuten, Bandbreite achtzig Kilobit. Antwort frühestens in einundzwanzig Stunden, wenn jemand am anderen Ende Interesse hat.“

„Stellen Sie sie.“ Sie nahm die Hand von der Karte. „Und formulieren Sie sie so, dass niemand am anderen Ende auf die Idee kommt, wir hätten etwas gefunden.“

Das war der erste Moment, in dem ich merkte, dass Ines Vareda unserem Geldgeber nicht traute. Ich habe es damals als Vorsicht abgelegt. Es war Erfahrung.



Wir arbeiteten die folgenden neun Stunden an dem Signal, und ich möchte kurz beschreiben, wie sich das für mich anfühlte, denn es war das erste Mal, dass ich mit Menschen an etwas arbeitete, statt für sie.

Ich kann eintausendzweihundert Muster pro Sekunde gegen eine Hypothese prüfen. Das klingt überlegen, ist aber nur dann etwas wert, wenn jemand die Hypothese hat. Neun Stunden lang lieferten sie Hypothesen und ich verwarf sie, und keiner von uns hätte allein auch nur die Hälfte geschafft.

Mei-Ling schlug vor, es sei biologisch. Ich verwarf es: zu präzise getaktet.

Tomas schlug vor, es sei ein Ventil, das gegen einen Anschlag schlägt. Ich verwarf es beinahe, und dann verwarf ich mein Verwerfen, denn er hatte

einen Punkt: Das Signal hatte einen mechanischen Nachhall. Was immer den Ton erzeugte, saß in etwas Metallischem.

Halvard schlug einen Standard vor, den ich nicht kannte, weil er nie ein Standard geworden war: eine bloße Zeichenkodierung mit fünf Bit, wie sie in Fernschreibern verwendet wurde, aber rückwärts, weil manche Übertrager rückwärts einlasen.

Und Jonas, der um elf Uhr zum vierten Mal Kaffee holte, sagte im Vorbeigehen den Satz, der alles öffnete:

„Was, wenn es gar nicht mit uns reden will, sondern nur sagt, dass es noch da ist?“

Ich hielt an.

Ein Signal, das nicht kommuniziert, sondern existiert. Kein Datenpaket. Eine Kennung. So etwas wie ein Leuchtturm.

Ich nahm die zweiundzwanzig identischen Wiederholungen und behandelte sie nicht als Nachricht, sondern als einen einzigen, sich wiederholenden Namen. Fünf Bit pro Zeichen, rückwärts eingelesen, wie Halvard gesagt hatte. Neun Zeichen. Eine Prüfsumme am Ende, die aufging.

Um 13:41 Ortszeit hatte ich es.

Ich sagte lange nichts, was für mich vierhundert Millisekunden bedeutet und für sie einen Wimpernschlag, und dann bat ich Ines, alle zusammenzurufen, obwohl alle bereits im Raum waren. Ich glaube, ich wollte, dass jemand den Satz einleitet. Ich wollte ihn nicht allein sagen.

„Kaspar“, sagte Ines. „Was steht da?“

„Es sind neun Zeichen“, sagte ich. „Sie wiederholen sich seit mindestens elf Stunden ohne jede Abweichung, und ich vermute, deutlich länger.“

„Lesen Sie.“

„PHOENIX-1.“

Halvard setzte sich. Zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, setzte er sich, während eine Maschine ein Problem hatte.

„Und noch etwas“, sagte ich. „Ich habe die Sendeleistung abgeschätzt. Sie ist gering, aber sie ist stabil. Über neununddreißig Jahre hinweg wäre keine Batterie dieser Bauart stabil. Was dort unten sendet, hat Strom.“

„Woher?“ fragte Mei-Ling.

„Ich weiß es nicht. Aber wenn etwas seit neununddreißig Jahren Strom hat und seit neununddreißig Jahren seinen Namen sagt“, ich suchte nach einer Formulierung, die nicht falsch war und trotzdem stimmte, „dann sagt es ihn nicht sich selbst.“

Jonas stellte den Becher ab. Es war der Becher mit *WELTBESTER OPA*.

„Es ruft“, sagte er.

Ende der Leseprobe

Dies war der Anfang von *Die Stimme unter dem Eis*. Die vollständige Ausgabe erscheint bei Timeless Tales Classics.

Mehr unter timelesstalesclassics.de